



# Blätter für den

# Familientisch

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

## Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

Nachdruck verboten.

### Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 22, 34—46. „In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn dein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und Niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

### Papsttum und Kirche.

9.

Nachdem der Herr die Frage der Pharisäer beantwortet, stellt Er auch eine Frage an sie: „Was haltet ihr von Christus (vom Messias)? Wessen Sohn ist Er?“ — Sie hatten gefragt, um zu versuchen, — der Herr fragt, um zu belehren. Daß der Messias in die Welt kommen sollte, war den Juden bekannt; daß Jesus von Nazareth dieser verheißene Messias sei, hätten sie aus der Erfüllung aller messianischen Weissagungen, hätten sie aus den Wundertaten Jesu erkennen müssen.

Die Pharisäer antworteten nun dem Herrn: Der Messias sei der Sohn Davids! — Hatten sie nicht recht, lieber Leser? Ja und Nein! Wäre die Rede nur von der Menschheit Jesu gewesen, so hätten die Pharisäer ganz recht geantwortet, denn der menschlichen Natur nach war Jesus Christus wirklich ein Sohn Davids: Maria, aus der Er dem Fleische nach geboren war, kamte ja, wie wir jüngst an ihrem Geburtsfeste wieder hörten, aus dem königlichen Hause Davids.

Der Messias aber sollte auch wahrer Gott sein. Jesus Selbst weist heute darauf hin mit der Frage: „Wie nennt Ihn (den Messias) David aber im Geiste seinen Herrn, da er (David) spricht: Es sprach der Herr (Jehova) zu meinem Herrn (dem Messias): Setze dich zu meiner Rechten, bis Ich deine Feinde hinlege als Schemel vor deine Füße? — Wenn Ihn (den Messias) David nun seinen Herrn nennt, wie ist Er denn dein Sohn?“ — Jesus weist hier auf den Anfang des 109. Psalmes hin, den auch die Juden auf den Messias bezogen. David aber nennt dort im prophetischen Geiste den Messias seinen Herrn, der zur Rechten Gottes sitzen, mithin eine gleich göttliche Gewalt haben würde: dieser „Sohn Davids“ ist also mehr als David, mehr als alle Engel und Menschen; zu keinem der höchsten Engel hat

Gott jemals das Wort gesprochen: „Setze dich zu meiner Rechten!“ (Hebr.)

Charakteristisch ist das, was der Evangelist noch hinzufügt: „Niemand konnte Ihm (dem Heilande) auch nur ein Wort darauf erwidern, und Niemand wagte von diesem Tage an, Ihn noch etwas zu fragen.“ — Sie hatten Augen, lieber Leser, und sahen nicht, hatten Ohren und hörten nicht! Dasselbe, gilt in unsern Tagen von so vielen, die außerhalb der Kirche Jesu stehen. Die ungläubigen Juden standen vor den göttlichen Lehren und Thaten Jesu wie vor einem unlösbaren Rätsel — genau so stehen die, welche an die göttliche Stiftung unserer Kirche und speziell des Papsttums nicht glauben, vor einer Einrichtung, die sie bewundern, aber nicht begreifen können. Um ihr Gewissen zu beruhigen, haben zur Zeit Jesu viele Juden zu Entstellungen der Lehre unseres Herrn und zu falschen Anklagen gegen die Heiligkeit Seines Lebens gegriffen, — durfte Seine Kirche Besseres erwarten? Und hatte der Herr es den Jüngern nicht vorausgesagt?

„Selig seid ihr (hatte Er gesagt,) wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um Meinetwillen: freut euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel.“ (Matthäus 5)

Ueber die Entstehung der katholischen Kirche seitens protestantischer Gegner sprach der bedeutende protestantische Geschichtsschreiber Heinrich Leo sich im Jahre 1852 also aus: „Mein (protestantischer) Gegner spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in der die Autorität (das Ansehen) des Papstes mehr gilt als die Autorität Christi, während ich nur eine (katholische Kirche) kenne, in welcher die Autorität des Papstes allein die Bestimmung hat, dem Lichte Christi zu dienen. Er spricht ferner von einer römisch-katholischen Kirche, in der man vor Bildern hinkt, statt vor dem einzigen Arzt, während

### Kirchenkalender.

- Sonntag, 27. September.** Siebenzehnter Sonntag nach Pfingsten. Cosmas und Damianus, Martyrer † 303. Evangelium Matthäus 22, 34—46. Epistel: Epheser 4, 1—6. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation. Mittags 12<sup>1/2</sup> Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Im Oktober an allen Wochentagen Abends 7<sup>1/8</sup> Uhr Rosenkranz-Andacht. ● Ursulin-Klosterkirche: Vortrag für den Marien-Verein. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 28. September.** Wenzeslaus, Herzog in Böhmen † 938.
- Dienstag, 29. September.** Michael, Erzengel.
- Mittwoch, 30. September.** Hieronymus, Kirchenlehrer † 420. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 1. Oktober.** Remigius, Erzbischof † 533. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensamt. Im Monat Oktober ist jeden Abend 7 Uhr Rosenkranz-Andacht, Sonntags um 6 Uhr. ● Franziskaner-Klosterkirche: Während des Monats Oktober ist an den Wochentagen jeden Abend um 7<sup>1/8</sup> Uhr Rosenkranz-Andacht mit sakramentalem Segen. An den Sonntagen ist dieselbe Nachmittags nach der Predigt um 4 Uhr. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite).



ich nur eine Kenne, in der an allen Heiligen nur das Kreuz Christi verehrt wird, das sie in Mut und Geduld getragen haben, zu der Christen Heil und der Kirche Christi Verherrlichung. Er spricht von einer römisch-katholischen Kirche, in der man lieber durch menschliche Bußmittel der Sünden los sein wolle, als in wahrhaftiger Herzensbuße durch das Blut Christi; während ich nur eine Kenne, die zwar menschliche Buße als Zeugnis wahrhaftiger Buße fordert, aber kein äußeres Bußmittel, wenn es rein äußerlich ohne guten Willen und Glauben geleistet wird, als das Geringste helfend ansieht. . . . Wenn sich mein Gegner vorzustellen scheint, die römische Kirche wolle vom Evangelium nichts wissen, so tritt er sich ganz entschieden; im Gegenteil ist sie überzeugt, mit dem Evangelium im vollkündigsten Einklange zu sein, freilich nicht überall mit dem, was die evangelische Theologie im Evangelium lehrt. . . . die römische Kirche, welche ich habe kennen lernen, ist also eine ganz andere als die, welche mein Gegner meint."

So der Geschichtsschreiber Heinrich Leo. Geben wir zum Schluß noch einem namhaften protestantischen Schriftsteller das Wort; ich meine den Fürsten Bülker-Muskau († 1871) der in seinen „Tagebüchern“ (IX. B. S. 117) sich, wie folgt, äußert: „Der Katholizismus steht (im Gegensatz zum Protestantismus) noch immer da als ein lebenskräftiger Baum, mit geistigen Früchten für jede Regung des Gemütes, ein praktisches Ganze, das, durch den fortschreitenden Zeitgeist geläutert, durchaus immer geeigneter geworden ist, echte Freiheit und Humanität zu befördern, Verwirrung, Anarchie und das verderbliche Regiment ungezügelter Leidenschaften niederzuhalten. — Kein Mensch ist ohne Religion, aber die Völker bedürfen auch der Kirche, einer Autorität in der Religion, die ihnen eine feste, unwandelbare Richtung gibt. . . . Ueberall ist in der katholischen Kirche das Menschliche berücksichtigt, der Schwäche mit Milde und Vergebung aufhelfend, die Stärke mit noch gewaltigerer Hand leitend, und in wahrhaft liberalerem Sinne Kirche und Staat gänzlich scheidend, das spirituelle und das materielle Reich, und dadurch beide am wirksamsten schützend und erhaltend. Was hat uns dagegen der abtrünnige Protestantismus geototen, dessen Elemente der Zweifel, Kritik, Unglaube und zuletzt Auflösung aller Gemeindeglieder sind?“

Doch genug dieser Zeugnisse aus protestantischem Munde, die zweifellos in unseren Tagen, lieber Leser, doppelt tröstlich und erfreulich klingen, da namentlich der „Evangelische Bund“ sich nicht genug tun kann, die Kirche Jesu und das von Ihm eingesetzte Papsttum zu schmähern und zu lästern.

„Du bist der Fels,“ — sagte der Herr zu Petrus — „und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen,“ bauen für alle Zeiten! Wie dieser Fels ewig sein sollte, so mußte auch der Fels ewig sein: ewig fest durch die Kraft Dessen, der mit Seiner göttlichen Macht in der Kirche und in ihrem Felsenfundamenten sichtbar gegenwärtig bleibt bis zum Ende der Tage. Dank dem göttlichen Baumeister, der den Wunderbau unserer hl. Kirche geschaffen, diesen zum Himmel ragenden, weltumspannenden Dom der Gottesgemeinde, dem Er als einigendes Fundament den Felsenmann Petrus gegeben! Wer aus uns, lieber Leser, sollte sich dieses herrlichen Baues unserer Kirche, ihrer wunderbaren Einheit und Einigkeit, ihres wunderbaren harmonischen Gefüges nicht freuen! Das konnte nicht Menschenweisheit erkennen und erfinden, nicht der Zufall oder der Zeiten Gunst zusammenfügen, — das konnte nur Gottes Geist schaffen!

Ludwig Richter,  
der Maler des deutschen Hauses.  
Zum 100jährigen Geburtstage (28. September).  
Von Paul Pasig.

Wer kennt sie nicht, jene traulichen anheimelnden Kindergegesichten, aus denen Naivität, Unschuld und Zufriedenheit lacht, jene treu-biedern Gestalten von jung und alt, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie sich nirgends wohler fühlen als daheim innerhalb ihrer trauten vier Wände? Modern freilich in dem heute beliebten Sinne, was nicht viel anders ist als Karrikatur, sind diese Bilder samt und sonders nicht, ja, ein in der Welle gefärbter „Moderner“ wird sie vielleicht „altväterisch“ nennen, nicht allein der Trachten wegen, sondern auch im Hinblick auf ihre ganze Auffassung. Denn diese entspricht ganz und gar der Zeit ihrer Entstehung d. h. in der Hauptsache der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und damals war noch nichts zu spüren von der nervösen Hast und Unruhe, die das Gepräge der modernen Zeit der Elektrizität sind, sondern das Leben wickelte sich in ruhigem bedächtigem Fortschreiten ab, und in immerer Sammlung und stiller Beschaulichkeit fand die Menschheit — und das zu ihrem Heile — mehr Ruhe als heute. Das ist's, was den unsagbaren, geheimen Zauber der Bilder Ludwig Richters — denn dieser ist's, von dem wir reden — ausmacht, ein Gebiet, auf dem der geniale Maler unbestritten Meister war. Wie er dazu gelangte, das lehrt recht anschaulich ein Blick auf seinen Lebens- und Werdegang.

Adrian Ludwig Richter war ein Dresdener Kind, er wurde am 28. September 1803 im schönen Elbflorenz geboren. War eine solche Naturumgebung, wie sie des allmächtigen Schöpfers Hand gerade hier am reizenden Elbstrom hingezaubert hatte, im hohen Grade geeignet, des Kindes ererbten Schönheitssinn anzuregen, so wirkte der erste Unterricht, den der Vater Karl August Richter, ein vortrefflicher Kupferstecher, der in seinen Zeichnungen eine hervorragende Begabung für landschaftliche Darstellung zeigte, ihm erteilte, außerordentlich auf ihn ein, und so war es zunächst bestimmt, daß auch Ludwig in des Vaters Fußtapfen treten und Kupferstecher werden sollte. Aber bald zeigte es sich, daß seine künstlerische Begabung nach Selbständigkeit rang. Von besonderem Einfluß waren die Radierungen Chodowieckis, des Künstlers der klassischen Periode, auf Richters Auffassung. Im Jahre 1820 unternahm er als Zeichner und Begleiter des Fürsten Narischkin eine Reise durch Frankreich, die seinen Gesichtskreis erweiterte und ihm zugleich willkommenen Gelegenheit bot, sich in rascher Auffassung und Wiedergabe der empfangenen Eindrücke zu üben. Im Sommer 1821 nach Dresden zurückgekehrt, vermochte er dem dortigen Kunstleben, das noch ganz im engen Banne des Herkommens gefesselt lag, keinen Geschmack abzugewinnen. Seine Sehnsucht trug ihn in das ewig schöne Land der Kunst, das sonnige Italien. Aber wie sollte er die Mittel herbeischaffen, dies Sehnen zu stillen? Da war es der bekannte Kunsthändler und Künstlerfreund Arnold in Dresden, der ihm in hochherziger Weise jährlich 400 Taler für seine Studien zu freier Verfügung stellte, und frohen Mutes eilte Richter nach Süd'n. Nun finden wir den jungen Künstler drei Jahre, 1823 bis 1826, in Rom, wo er herzliche Aufnahme im Kreise der deutschen Künstler fand, die sich dort seit Jahren um Cornelius und Overbeck geschart hatten. Sein eigentlicher Meister in der Landschaft wurde Joseph Anton Koch, von entscheidendem Einflusse auf seine künstlerische Entwicklung aber wurde Jul. Schnorr von Carolsfeld, der große Meister der historischen Kunst. In Verbindung mit diesen u. a. hervorragenden Künstlern gelangte Richter zu der Erkenntnis seiner eigenen künstlerischen Lebensaufgabe, in deren Erfüllung er später unsterbliche Vorbeeren ernten sollte. Der Historien-

malerei entsagte er und blieb der Landschaft treu. Aber nicht eine bloße Wiedergabe oder Nachahmung des landschaftlichen Bildes stellte er sich zur Lebensaufgabe, sondern er trachtete danach, sie zu befeelen und so zu einem wesentlichen Bestandteile des frischen Lebens zu machen. Darum verschmolz er sie mit innig-poetischen Darstellungen und lieblichen Szenen aus dem Menschenleben und schuf so eine neue Gattung der Malerei. Wir sehen nun nicht mehr das tote, wenn auch großartige oder wohllich-reizvolle Landschaftsbild vor uns, sondern die Landschaft bildet nun gewissermaßen das Relief, den Hintergrund jener lieblichen Szenen, wodurch die Natur Leben empfängt, jene Darstellungen aber sich harmonisch mit der Natur zu einem überaus wohlthuenden Gesamtbilde vermählen. Nachdem Richter im Jahre 1824 durch eine Landschaft vom bayrischen Watzmann Anerkennung erworben, schuf er zahlreiche Delgemälde, deren Stoffe dem italienischen Natur- und Menschenleben entnommen waren. Im Jahre 1826 kehrte er nach Deutschland zurück, wo seine Kunst erst den rechten Nährboden finden konnte. Denn Richter fühlte und dachte durch und durch deutsch, und darum konnten deutsche Landschaften und deutsche Sitte nur seine Künstlerseele befriedigen. Zunächst fand er Anstellung an der Zeichenschule zu Meißen, später an der Akademie in Dresden, wo er in größtem Segen und mit anerkanntem Erfolge bis zum Jahre 1876 als Professor der Landschaftsmalerei wirkte. Im Jahre 1827 hatte er auch ein treues Weib heimgeführt, die harmonische Ergänzung seines eigenen Ichs, die ihm ein Familienleben schuf, das in seinen Bildern so überaus wohlthuend wiederstrahlt. Im Jahre 1876 trat er mit einem ihm vom deutschen Kaiser gewährten jährlichen Ehrensold in den Ruhestand, den er, gefeiert von den Jüngern und Meistern echter Kunst und hochgeschätzt als edler Mensch von jung und alt, vornehm und gering, acht Jahre lang in stiller, friedevoller Weise genoß, bis der Todesengel ihn am 19. Juni 1884 in das Land des ewigen Friedens abrief. In dem romantischen Villenort Dresdens, Döschwitz, in dem der Künstler 30 Jahre gelebt, bildet sein bescheidenes Heim noch heute eine Wallfahrtsstätte Ungezählter, und hier erhebt sich auch sein Denkmal mitten in einer landschaftlichen Umgebung, wie sie der geniale Meister so unübertrefflich zu befeelen verstand.

Mit dieser seiner eigenen Kunst trat Richter zuerst in dem „Landprediger von Walfeld“ und später in den „Deutschen Volksbüchern“ an die Öffentlichkeit. Unter der Fülle seiner Zeichnungen, die zugleich den deutschen Holzschnitt wesentlich fördern halfen, und die sich wohl auf 3000 belaufen mögen, seien erwähnt „Erbauliches und Besauliches“, „Das Vaterunser“, „Der Sonntag“, „Gieb uns unser täglich Brot“, „Fürs Haus“, „Neuer Strauß fürs Haus“, „Goethe-Album, Illustrationen zu Horn's Schriften (11 Bändchen der „Spinnstube“), „Meris' Volkskalender, Jeremias Gotthelfs Schriften, Musäus' Volksmärchen“, „Groths' „Quackborn“, Schillers „Lied von der Glocke“ u. s. w. In seinen selbständigen Bilderwerken vereint, wie Steinfeld so treffend sagt, Richters Kunst alles, „was Gott ihm an Poesie und Schönheitssinn, inniger Brunnigkeit, tiefem Gefühl für das Unnutige in der Natur und im Menschen, an launigem Humor und frischer Heiterkeit ins Herz gelegt hatte, um im Bilde unser deutsches Haus- und Familienleben zu schildern, zu verklären und auf seine hohe, sittliche Würde hinzuweisen.“

Aber Ludwig Richter vermochte das auch nur, weil dem großen Künstler der edle Mensch zur Seite stand, dieser jenen gewissermaßen erst inspirierte und zum Schaffen anleitete. Er gehörte zu den Männern, deren Werke ihr innerstes Wesen so getreu und herzogewinnend wieder spiegeln, daß wir sie persönlich genau zu kennen glauben, auch wenn wir nie ihre



persönliche Bekanntschaft machten. Ein Hauptgrundzug in Richters Charakter aber war seine Bescheidenheit. Schlicht, einfach und natürlich in seiner ganzen Lebensführung, blieb er ein bescheidener Mensch auch auf der sonntigen Höhe seines Ruhmes, und es mag selten Künstler gegeben haben, die bei ausgesprochenster Individualität so wenig vom Haß und Neid der künstlerischen Parteien berührt wurden wie Richter. Diese Bescheidenheit aber wurzelte wiederum in einem tief religiösen Gemüte. Wer die Richterschen Bilder aufmerksam betrachtet, der wird sich diesem wunderbaren magischen Zauber nicht entziehen können. Richters religiöses Gemüt spricht sich übrigens weniger in seinen Engeln als in seinen Menschen aus.

So war Ludwig Richter ein großer Künstler, weil er ein großer Mensch war, groß nicht im Sinne einer alles überragenden, unnahbaren und ehrfurchtgebietenden Erhabenheit, sondern einer seltenen Vollkommenheit, die Geist und Herz, künstlerisches Fühlen und Können, Natur und Leben zu volltönender Harmonie vereinte. Harmonisch berühren seine Schöpfungen, mag man sie vom künstlerischen, vom rein menschlichen, vom sittlich-religiösen Standpunkte aus betrachten, denn sein Leben und Schaffen glich einer sanft dahingleitenden Harmonie...

### Die Hagebutte.

Von Th. S. Gall.

Wer im Spätsommer an den ausgeblühten Sträuchern der Heckenrose sowie einiger ihr verwandten Arten vorüber geht, nimmt wohl länglich geformte, rötlich schimmernde Früchte wahr, von denen das Astwerk geradezu überfüllt ist. Es sind dies Hagebutten, oder, wie man sie in Bayern und Oesterreich nennt, Heischepetsch, die letzte Spende, mit der die Königin der Blumen den Sterblichen bedenkt, nachdem sie ihn während des Sommers so lange mit ihrem oft so herrlichen Blütenflor und Duft, der von jenem ausgeht, erfreut hat. Allerdings sind es im Grunde nicht eigentliche, sondern nur Scheinfrüchte, da nicht etwa ihr Inhalt, der vorwiegend aus geradezu steinharten Kernen besteht, genießbar ist, sondern nur die fleischige Hülle, die jene umgibt. Und im rohen Zustande auch dieses nicht einmal, höchstens daß die Kinderwelt von ihr nascht, denn die kleinen Ledermäuler wissen sehr wohl den feinen, weinsäuerlichen Geschmack zu schätzen, der dem zarten würzigen Fleisch zu eigen. Nur müssen sie dabei überaus vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht etwa eines oder mehrere der Härchen, in die, wie in eine dicke Schicht, die Samenkerne eingebettet sind, an der Innenseite der Schale zurückbleiben. Diese Härchen wirken nämlich, mit der menschlichen Haut in Berührung gebracht, recht und schlecht nesselartig. Man kann sich also denken was für ein lästiges, widerwärtiges Juckgefühl sie erzeugen, wenn sie den kleinen Ledermäulern auf die Schleimhäute gelangen, von denen Zunge und Gaumen bedeckt sind, — oder gar noch weiter hinein in den menschlichen Organismus also in Kehle, Schlund und Magen.

Wie bereits gesagt, wachsen solche Hagebutten vorzugsweise auf den Zweigen der Heckenrose, die auch auf dem Lande vielfach Hundrose genannt wird. Neben dieser (*Rosa canina* L.) zeichnen sich noch zumal die Feldrose (*Rosa arvensis* Huds) *Rosa villosa* Wulf, *Rosa villosa* L. var. *pomifera* und *Rosa rugosa* rogeliana durch große und recht fleischhaltige Früchte aus. Auch der Geschmack der letzteren macht sich, verglichen mit demjenigen anderer Hagebuttenarten, äußerst vorteilhaft bemerkbar. Er ist womöglich noch aromatischer und weinsäuerlicher, die Früchte selber eignen sich dementsprechend besser für die Verwertung in der Küche. Das Einermitteln erfordert selbstverständlich etwas Ue-

bung und Vorsicht, da man sich leicht an den Dornen, ohne die es ja nach dem Sprichwort keine Rose gibt, die Finger verwunden kann. Darauf reibt man die Hagebutten mit einem Luche recht trocken, schneidet an dem oberen Ende mit einem scharfen Messer die sogenannte Blume fort und beseitigt schließlich mit einem kleinen, zu diesem Zwecke eigens aus Holz gefertigten Löffelchen die Kernfüllung. Wichtig ist vor allem bei diesem Verfahren, daß auch ja die kleinen, spitzen Härchen, deren bereits vorhin Erwähnung geschah, bis auf das allerletzte verschwinden, weil sie sonst später beim Essen demjenigen, der mit ihnen zu tun bekommt, arge Mißlichkeiten verursachen. Mit anderen Worten: die gesamte Säuberung erscheint völlig wertlos, und die Hagebutten erweisen sich geradezu als ungenießbar, wofür auf die Arbeit nicht die denkbar größte Sorgfalt verwendet wurde.

Wer die kleinen und oft recht unscheinbaren Früchte auf dem Strauchwerk wahrnimmt, ahnt mitunter kaum, einen wie köstlichen Vederbissen man aus ihnen herzustellen vermag, ja, einer wie mannigfachen Verwendung für die Küche des Menschen sie fähig sind. Marmelade aus ihnen zubereitet, hält den Vergleich mit jeder andern, selbst wenn sie aus den seltensten Fruchtarten besteht, erfolgreich aus. Zum Entzücken für den Gaumen aber wird sie, wenn man den Hagebutten recht ausgereifte, und natürlich zuvor entkernte Weinbeeren zugesellt. Aus eben diesem Grunde mischen Hausfrauen, die in die Geheimnisse der edlen Gastrosophie hinlänglich eingedrungen sind gern unter Hagebutten aus denen sie Compott herzustellen willens sind, einige Rosinen, also getrocknete Weinbeeren. Mit dem nötigen Zucker, Saft und dem Saft einer Citrone ausgestattet, geben sie eine Suppe, die sich von der aus echtem, wirklichem Nebenblut hergestellten ganz getrost in die Schranken fordern lassen darf. Hagebuttenauce, zu Rindfleisch oder Klößen verarbeitet, mundet vorzüglich. Man kocht zu diesem Zwecke die Früchte mit etwas Zimmt und Zitronenschale möglichst weich; zur Einbrenne, deren man zum Binden der Tünke bedarf, bediene man sich des Weißweins; selbst die Olympier, die doch wahrlich durch Nectar und Ambrosia weiblich verwöhnt waren, hätten sich diese Sauce ohne Widerrede gefallen lassen. Uebrigens sind sogar an der Hagebutte die Kerne, die gewiß so oft sorglos fortgeworfen werden, ganz prächtig zu verwenden. Man sammle sie also, trockne sie bei sehr mäßiger Wärme im Ofen oder auf der Herdplatte, säubere sie von den so arglistigen feinen Härchen und kochte aus ihnen einen Tee. Für vier Personen kann man etwa zwei Löffel dieser Kerne rechnen. Nachdem sie ungefähr eine Stunde lang tüchtig gekocht, hält man sie durch ein Sieb fest. Den Tee selber trinkt man mit Sahne und Zucker; er schmeckt überaus lieblich — etwa wie ein aus Vanille gewonnenes Getränk.

Zimmer wenn der Sommer zur Neige geht, bereitet Allmutter Natur dem Sterblichen mit ihrem Segen an Hagebutten eine Ernte, aus der er den größten Gewinn zu schlagen vermag. Leider achtet man ihrer jedoch meistens viel zu wenig. Es gibt ganze Gegenden, in denen kein Mensch nach diesen Rosenäpfeln, wie die Hagebutten hin und wieder auch von der Landbevölkerung genannt werden, die Hand ausstreckt. Zimmer liefert wird das Rot in seinen Tönen; nach und nach wabert das Fleisch nur noch rings um die Kerne, die feinen Inhalt bilden, bis es schließlich, zermürbt und verwiltet, zu Boden fällt. Zuweilen sind die Sträucher geradezu überfüllt von den wie Email schimmernden und in allen Tönen lachenden Früchten. Dadurch gewinnt die Landwirtschaft

dann freilich ein Bild, wie es farbenprächtig und anmutiger kaum sein kann. Andererseits schwindet es auch wiederum mehr und mehr, weil die Stämme der Heckenrosen von den Gärtnern mit Vorliebe als Unterlage für edle Sorten benützt und demgemäß begehrt werden.

### „Lumpchen“.

Novellette von Emma Rinke.

„Lumpo! — Lumpo!“ Wie eine Fanfare schmetterte die Stimme der alten Lumpensammlerin durch die Höfe der dicht aneinander gerückten Häuser des Dorfes. Aus allen Türen kamen die Frauen herbeigeeilt mit alten Lappen und Lappchen, Knochen, rostigem Eisengeschirr und zerbrochenem Glas. Die alte Hanne tauschte alles; jedes kleinste Fettschen wurde von ihren knochigen, braunen Spinnfingern entgegengenommen, und mit einem grinsenden Lächeln ihres verwitterten Gesichtes, dessen Haut an vertrocknete Eichenrinde mahnte, sortierte sie die sich anhäufenden Rareitäten.

In einer Kiepe, welche neben dem Kleinen, von einem struppigen Hunde gezogenen Karren stand, befand sich ihr kleiner Kramladen. Da waren Pappschachteln mit farbigem Zwirn, der in allen Regenbogenfarben schillerte; Radelbüchlein, deren Ende eine winzige Glaskapsel bildete, eine Art Medaillon, dessen Inneres dem stummenden Auge die Muttergottes von Einsiedeln zeigte.

Dann gab es plumpe Broschen mit falsch glänzenden Steinen, bunte Heiligenbildchen in schaumvergoldeten Rähmchen, Rosenkränze; ferner Nusstischlämme, Haarpfeile, farbige Haarbänder; kleine Bleiringe für Kinder, niedliche Porzellanpüppchen, die Ideale der kleinen Dorfmadchen.

Auf dem Karren befand sich noch ein Henkelforb, bis zum Rande angefüllt mit Kaffeetassen, deren Außenseite farbige Sprüche, in glühender Pracht prägende Landschaftchen und Blumenzweige zierten.

Das war ein Heilschen und Bieten. — Die Frauen, die keine Lumpen, keine Knochen, kein altes Eisen zu verkaufen hatten, brachten Eier, Käse, Butter herbei, um dafür den mit lästernen Augen bewundernden Tand einzutauschen. — Die alte Hanne brauchte alles, tauschte alles, kaufte alles. Eine um die andere der Frauen huschte ins Haus, wie ein heutebeladener Dieb, unter der Schürze ihre getauschten Schätze vor dem scharfen Blicke ihres Mannes bergend.

Schließlich waren die Säcke der alten Hanne bis zum Rande gefüllt, die Kiepe leer und der Henkelforb statt der Tassen mit Lebensmitteln belastet.

Der vor dem Wagen liegende Hund wurde mit einem „Kusch Bub!“ munter gemacht, mit einem Stück derben Schwarzbrottes traktiert, dann ging's weiter und der Ruf: „Lumpo! — Lumpo!“ — scholl dumpf und langgezogen am entgegengesetzten Ende des Dorfes.

\* \* \*

Oben im Walde, fast erdrückt unter Tannen, Fichten und Eichenwipfeln, lag die Hütte der alten Hanne. Ein haufälliges, windschiefes Häuschen, dessen Dach mit Gras, Moos und allerlei Unkraut bewachsen war. Ueber der niedrigen Türe schaukelten Bündel von Kräutern, die zum Trocknen aufgehängt waren. Auf der lehnenlosen, aus unbehaue-ten Steinen zusammengefügte Bank, lagen auf grauem Papier unzählige Sorten Samenreien ausgebreitet, an den Wänden hingen Tierfelle. Vor dem Häuschen, in dunklen Farrenkräutern fast versteckt, kauerte ein junges Mädchen und flocht Strohbänder. Unter ihren schmalen, tiefgebräunten Fingern, knisterten die goldig schimmernden Hälmchen und wuchsen zu einer langen Kette; wie eine solche schon zu einem Knäuel zusammengewickelt neben ihr im Körbchen lag.

„Run hab ich es satt!“ stieß es plötzlich



her vor und schleuderte das zweite farbige Strohhalm zu dem Knäuel; dann sprang es auf die Füße, reckte und dehnte sich, warf den Kopf zurück, daß das tiefschwarze, wirre Haargelock wie züngelnde Schlanglein um seine runden Schultern glitt und stieß einen scharfen Pfiff aus. Aus dem nahen Stall kam ein Ziegenböckchen herbei, das tanzte in tollen Sprüngen um das Mädchen herum, und ließ ein vergnügtes Meckern hören.

„Paß auf, du wirst jetzt schön gemacht, Muck!“ schrie das Mädchen übermütig. Mit flinken Händen wand es ein Kränzchen aus Enzianen, Waldbröschen und grünen Zweigen. Muck stand ruhig abwartend dabei, und verfolgte mit dummen Augen die Arbeit. Als diese beendete und Muck das duftende Gewinde um den spitzen Kopf gelegt bekam, schaute er würdevoll das Mädchen an, dann machte er einen hohen Sprung zur Seite.

„Muck ist jetzt geschmückt, und soll Großmutter abholen!“ befahl sie. Laut meckend hüpfte Muck davon.

„Lümpchen! — Lümpchen! — Wo steckst Du nur?“ scholl in hohem Diskant die Stimme der Lumpenhanne. Neigend und scheltend lud die Alte die schweren Säcke ab, schob den Karren in eine Ecke und trug den Korb in die Stube. Unter dem weitbauchigen Kessel brannte ein lustiges Feuer, auf dem Tisch, der nur noch auf drei Beinen stand, befanden sich zwei irdene Teller und zwei Zinklöffel. Lümpchen hatte den Suppentopf vor sich und schnitt von einem groben Schwarzbrot Scheiben in die Schüssel.

„Hast Du keine Ohren am Kopfe?“ schalt Hannu und gestikulirte heftig mit den Armen. „Ich rufe und rufe, und schleppe mich allein ab, derweil hockt das Mädel seelenruhig und rührt sich nicht vom Fleck.“

„Ich heiß' Asta!“ sagte sie trotzig. „Asta was“, polterte die Alte. „Lümpchen neumen sie Dich im Dorfe! Du bist das Lümpchen! Was ist das weiter? Ich bin die Lumpenhanne! Ein schöner Name! Ein ehrlicher Name! Mein Vater war der Lumpenmutter, deine Mutter die Lumpenliebe und Du bist das Lümpchen!“

„Ich leid's aber nicht!“ Das Mädchen fuhr auf und stand vor der Alten mit zornig flammenden Augen, deren Brauen zu einem schwarzen Strich zusammenliefen. — „Immer das Lümpchen! Ich bin doch christlich getauft! Asta! Nach meinem Vater Asta. — Das Lümpchen, das Zigeunerlumpchen, das Haderlumpchen“, so höhnten sie mir nach, wo ich mich blicken lasse! Zum Gespött, zum Gelächter aller! O! Daß ich niemanden habe, der mir hilft! mich rächt!“

Sie warf sich auf die Bank und barg das Gesicht in den Händen. Ein wildes, tränenloses Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Die Alte schlich sich geräuschlos hinzu. „Sei still! Dummes Ding! Hör' auf! Ich hab' sie ja doch alle am Bändel. Alle!“ kicherte sie vergnügt in sich hinein. „Noch etliche Jährlein laß' mich die Lumpenhanne sein! Bis du alt genug bist! Ha, ha!“ Sie kauerte sich zu den Füßen des leise weinenden Mädchens nieder. „Ich spare! Ich sammle! — Astachen warte!“ — flüsterte erregt die Alte. „Dann, wenn das Lümpchen ein hübsches Heiratsgut hat, kommen die Freier! Mein Kindchen wird Bäuerin werden, und geachtet und angesehen sein! Und die Lumpenhanne wird sich zur Ruhe setzen, und Kinder hüten! — Sei still! Ich spare! Ich sammle! — Heut' hab' ich zwei pfundschwere Altarskerzen gestiftet, und das Lümpchen wird in der Prozession des Pilgerzuges als Fahnenjungfer mitgehen! Das Lümpchen! — Triumphierend schrie es die Alte heraus.“

Asta richtete sich langsam auf, und ihr verweintes Gesichtchen überflog ein heller Schein. Aber nur für einen Moment, dann kamen die Brauen wieder in dunklem Strich zusammen.

„In meinen alten Kleidern, barfuß, als

Fahnenjungfer, da würden sie lachen! Ach! wie würden sie lachen!“ sagte finster das Mädchen.

„Sie werden nicht lachen! O, bewahre!“ schmunzelte die Alte, und machte sich an der Diele zu schaffen. Mit der runzeligen Hand schob sie ein Stück des vermorschten Bretterbodens beiseite, und hob eine schmale Holztruhe aus der Höhlung. Mit Augen, in denen fassungsloses Entzücken stand, schaute Asta, als der Truhendeckel aufsprang. Eine gleißend-goldene Kette mit funkelndem Kreuzchen, — ein Kranz künstlicher Bergkristalle, — rauschende, schimmernde Seide — feine, blütenweiße Strümpfe, — und zierliche Schuhe barg diese Faubertruhe!

Lümpchen hatte noch nie Schuhe aus Leder gehabt, und stolzierte nun mit kleinen, vorsichtigen Schrittschritten in diesen umher, sogar Muck mußte mit seinen dummen, sanften Ziegenaugen die Erzeugnisse eines Fußbekleidungskünstlers bewundern.

„Großmutter, ich werde die Schönste sein!“ meinte das Lümpchen mit naivem Stolz.

„Aber gewiß, mein Lümpchen!“ erwiderte diese und wehrte lächelnd den fast überschwenglichen Liebesflüssen und Dankesbezeugungen ihres Enkelkinds.

\* \* \*

Der Herr Pfarrer hatte einen schlimmen Stand. Wie ein Platzregen ergossen sich die Vorwürfe über sein unschuldiges Haupt. Von der Lumpenhanne das Enkelkind als Fahnenjungfer! Das Lümpchen! Der Zigeunerfroschl! Das wäre ja noch schöner! Töchter des Schulzen, des Ratsschreibers, der Gemeinderäte können doch unmöglich in solcher Gesellschaft zur Prozession. Entweder der Herr Pfarrer sekte das Lümpchen ab, oder ihre Töchter blieben zu Hause! — Der alte Herr schob sein samtnes Servistüppchen ratlos von einem Ohr aufs andere. Das Lümpchen hatte sich immer tadellos gehalten, war in der Christenlehre seine beste Schülerin und schließlich galten die Kerzen der Lumpenhanne am Altare gleichviel; vor Gott gibt es keine Standesunterschiede; aber was half das alles? Er mußte sich schweren Herzens bequemen, den Weg zur Hütte im Walde anzutreten und seine peinliche Botschaft, die ihn sauer genug ankam, andrücken. — Die Alte lauerte seinen Worten mit einem starren, undurchdringlichen Gesichtsausdruck, Asta aber brach in ein gelles Hohngelächter aus, ein Lachen, das den alten Herrn noch lange im Walde verfolgte und sein ohnehin betrübtes Herz noch schwerer machte.

\* \* \*

Wenn alle paar Jahre einmal Insassen des Dorfes mit dem Pilgerzug nach Einsiedeln führen, war es immer ein Fest, an dem sich das ganze Dorf beteiligte.

In tauiger Morgenfrühe läuteten die Glocken, festlich gepuhete Leute eilten durch die Gassen, Fähnchen flatterten, Kerzen flimmerten, und es roch nach Weihrauch, Tannengrün, und blühendem Flieder.

Vor der Kirche formte sich die Prozession, und nahm ihren Weg unter flatternden Fahnen, Musik und Gesang dem Walde zu. Blumenstreuende Mädchen schritten voran.

Die Fahne der hl. Jungfrau trug diesmal mit triumphierendem Gesichtsausdruck, Marei, die Schulzentochter, ein robustes Mädchen, in knallblauem Percalkleid mit grünseidener Schürze, und glatt an die Schläfen geklebtem Haar!

Hinter ihr folgten die Kameradinnen, welche abwechselnd der Trägerin die Fahne abnahmen. Eine unabsehbare Schar betender Frauen und Männer schloß sich an.

Man war jetzt in der Nähe der Hütte der Lumpenhanne angelangt, und unwillkürlich flogen scheue Blicke hinüber. — Seit dem Besuch des Pfarrers war die Lumpenhanne und ihre Enkelin nicht mehr im Dorfe gesehen worden. Es hieß, das Lümpchen liege an einem schweren Fieber darnieder und der Dorfbadler sei von einem Gaisbuben in die

Hütte geholt worden. Etwas Bestimmtes vermochte jedoch niemand anzugeben, da der Bader ein verschlossener Mann war und sich ausschwiege.

Blötzlich gab es eine Stockung in der Reihe der Mädchen, und Marei, die Schulzentochter schrie gell auf. Vor ihr stand, wie aus der Erde gewachsen, das Lümpchen. Es hatte im wirren Schwarzgelock ein Bergkristalleinfränzchen, trug über dem blauen Kleide eine knisternde Seidenschürze und an den Füßen weiße Strümpfe und blaue Lederschuhe. Sein Antlitz war von schneieiger Blässe, und die Augen flackerten wie Zerklichter.

„Gib mir die Fahne!“ sagt es mit heiferer, drohender Stimme, und vor dem irren Fiebertlicke dieser großen, schwarzen Sterne, versagte Marei das Wort. Sie ließ willenlos die Fahnen aus den Händen gleiten und mit verzücktem Gesicht ergriff Asta dieselbe, und schaute zu dem Bilde der hl. Jungfrau empor, die von dem himmelblauen Atlasgrund so trostreich herniederlächelte.

Erfüllt war der brennende Wunsch ans Lümpchens Fieberträumen. Es trug die Marienfahne Lümpchen! Das verachtete Lümpchen. — Des Mädchens Brust keuchte, sein Fieberatem flog, aber krampfhaft hielten seine Hände den Fahnenstang umspannt.

„Mutter voller Gnaden!“ flüsterte es mit versagender Stimme, dann brach es taumelnd zusammen, im Fall bedeckt von der rauschenden Fahne.

Schreiend und scheltend liefen die Leute durcheinander; aber mit wehenden Haaren, die braunen Flügel zu Stein erstarrt, bahnte sich die Lumpenhanne einen Weg durch die Menge.

Der alte Pfarrer kniete neben dem sterbenden Mädchen nieder, ihr die letzte Delung zu reichen. Noch einmal streifte Lümpchens brechender Blick die Marienfahne, dann schloßen sich seine Augen für immer. Wie ein schlafender Engel lag es auf dem Schoße der Großmutter und sein Antlitz schien zu sagen: Ich vererbe euch, betet für mich im Tode, die ihr im Leben mir so übel wolltet.“ —

#### Diamanträtsel.

a Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wogerechten Reihen nennen: 1. einen Buchstaben, 2. ein russisches Gouvernment, 3. einen Singvogel, 4. eine deutsche Residenzstadt, 5. ein christliches Fest, 6. ein asiatisches Reich, 7. ein kleines Raubtier, 8. eine marokkanische Stadt, 9. einen Buchstaben. Nichtig gefunden lautet die senkrechte Mittelreihe gleich der wogerechten Mittelreihe.

#### Kirchenkalender.

(Fortsetzung).

Freitag, 2. Oktober. Leodegar, Bischof und Märtyrer † 678. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segensmesse mit gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder der Herz-Jesu-Bruderschaft, Abends nach dem Rosenkranz ist Predigt und kurze Herz-Jesu-Andacht. • Maria Himmelfahrt-Pfarrkirche: Morgens 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Hochamt zu Ehren des heiligsten Herzens-Jesu. • Franziskaner-Klosterkirche: Morgens um 7 Uhr hl. Messe und gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Mitglieder der Ehrenwache vom Hsten. Herzen Jesu, Nachmittags um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr Andacht zum Hsten. Herzen mit Predigt. • Karmeliter-Klosterkirche: Herz-Jesu-Freitag. Morgens um 8 Uhr ist Hochamt, Nachmittags um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr ist Predigt, nach derselben Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht.

Sonntag, 3. Oktober. Ewald, Märtyrer † 690. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr hl. Messe mit sacramentalischem Segen zum Schluß.